

2 Fünf Beispiele für Geschlechterforschung

Häufig nähern wir uns einem komplexen Problem am besten an, indem wir etwas Spezifisches betrachten, und Forschungsergebnisse lassen sich am besten verstehen, wenn wir uns mit bestimmten Forschungsprojekten beschäftigen. In diesem Kapitel behandle ich fünf bemerkenswerte Studien über Geschlechterfragen, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Sie stammen aus fünf Kontinenten. Drei befassen sich vorwiegend mit dem Alltagsleben in lokalen Zusammenhängen – eine Schule, ein Arbeitsplatz, ein persönliches Leben. Eine Studie behandelt den Wandel von Geschlecht im Rahmen eines großen historischen Übergangs und eine weitere Geschlechterreform auf der Ebene unmittelbarer persönlicher Beziehungen. Auch wenn es hier um sehr unterschiedliche Fragen geht, verdeutlichen sie doch einige der wichtigsten Anliegen der Geschlechterforschung im Allgemeinen.

Erster Fall: Das Geschlechterspiel im Schulalltag

Eine der schwierigsten Aufgaben in der Sozialforschung besteht darin, eine Situation aufzugreifen, die alle zu verstehen glauben, und sie auf neuartige Weise zu beleuchten. Das gelingt der US-amerikanischen Ethnographin Barrie Thorne in ihrem subtil beobachtenden und äußerst lesefreundlichen Buch *Gender Play* (1993).

Als Thorne ihre Arbeit begann, befasste sich die Geschlechterforschung nicht besonders mit Kindern. Wurden sie erwähnt, so wurde gewöhnlich unterstellt, sie würden im Rahmen einer von Oben nach Unten erfolgenden Weitergabe aus der Erwachsenenwelt in Geschlechterrollen hinein „sozialisiert“. Es wurde angenommen, es gebe zwei Geschlechterrollen, eine männliche und eine weibliche, wobei Jungen und Mädchen getrennt in die Normen und Erwartungen eingeführt würden, die sich mit der ihnen angemessenen Rolle verbinden. Diese Vorstellung beruhte auf einem gewissen Fundus an Forschung, die schriftliche Fragebogen eingesetzt, aber wenig das tatsächliche Leben der Kinder beobachtet hatte.

Thorne leistete diese Beobachtung. Ihr Buch beruht auf Feldforschung in zwei Primarschulen in unterschiedlichen Teilen der Vereinigten Staaten. Sie verbrachte in einer acht, in der anderen drei Monate, hielt sich in den Klassenzimmern, Gängen und auf den Spielplätzen auf, redete mit allen und beobachtete, wie die Kinder miteinander und mit ihren LehrerInnen bei Arbeit und Spiel interagierten.

Ethnographie als Methode sieht erst einmal leicht aus, aber in der Praxis ist es schwierig, sie gut zu machen. Ein Teil des Problems besteht in der Masse an Information, die durch die Beobachtung während nur eines Tages „im Feld“ anfällt. Man muss wissen, wonach man sucht. Aber man muss auch offen sein für neue Erfahrungen und neue Informationen, fähig, unerwartete Dinge zu sehen.

Als Beobachterin war Thorne sicherlich an der Weitergabe durch ältere Menschen interessiert, an der Art und Weise, wie Kinder sich Details darüber aneignen, wie Geschlecht vollzogen wird. Ihr lustigstes (und vielleicht auch traurigstes) Kapitel ist überschrieben: „Lipgloss und miteinander Gehen“ und handelt davon, wie Kinder vor der Pubertät die Techniken des Flirtens und *dating* lernen, die von Teenagern erwartet werden. Sie interessierte sich auch für die Unterschiede der informellen Interaktion von Mädchen und Jungen – ihre Spiele, die Räume und Wörter, die sie benutzten, usw.

Aber Thorne vermochte über die Muster hinauszublicken, die in konventionellen Geschlechtermodellen beschrieben wurden. Es wurde ihr klar, in welchem Ausmaß diese Modelle die Beobachterin darauf orientierten, nach Differenz Ausschau zu halten. Sie begann, nicht nur den Augenblicken im Schulleben Aufmerksamkeit zu schenken, an denen sich Jungen und Mädchen trennten, sondern auch auf die Momente zu achten, an denen sie zusammen kamen. Sie begann, die Geschlechterdifferenz als *situationsbestimmt* zu verstehen, in dem Sinne, dass sie in manchen Situationen hergestellt und in anderen überspielt wird. Sogar bei Spielen während der Pausen, wenn Mädchen und Jungen sich gewöhnlich in unterschiedlichen Zonen des Spielgeländes zusammen fanden, begannen sie manchmal gemischte Aktivitäten ohne jegliche Betonung eines Unterschieds. Es gab in der täglichen Schulroutine zahlreiche „entspannte Interaktionen über die Geschlechtergrenzen hinweg“. Es war klar, dass die Jungen und Mädchen sich nicht ständig in getrennten Sphären bewegten oder ständig einander entgegengesetzte „Geschlechterrollen“ verkörperten.

Die Einsicht in diesen Sachverhalt eröffnete den Blick auf eine Reihe weiterer Fragen. Welches waren die Situationen, in denen Geschlecht betont oder heruntergespielt wurde? Thorne bemerkte, dass die LehrerInnen zwar manchmal Geschlecht betonten – etwa indem sie ein Lernspiel arrangierten, in dem die

Mädchen mit den Jungen konkurrierten –, aber dennoch die meisten von ihnen kontrollierten Tätigkeiten Geschlecht gerade nicht herausstellten. Das gilt zum Beispiel für die verbreitetste Unterrichtstechnik in den Schulen, den Einsatz von Sprache und Kreide, wo die Lehrerin im vorderen Bereich des Klassenzimmers die Aufmerksamkeit aller SchülerInnen für die Darstellung der zu lernenden Lektion fordert. In dieser Situation besteht die grundlegende Teilung zwischen Lehrenden und Lernenden, nicht zwischen Gruppen innerhalb der Lernenden; demnach sitzen Mädchen und Jungen im selben Boot.

Als Nächstes stellte sich die Frage, wie die Kinder Geschlechterdifferenz herstellten, wenn sie diese betonten. Thorne begann, eine Art von Aktivität zu konstatieren, die sie als „Grenzarbeit“ bezeichnete: „Wenn Geschlechtergrenzen aktiviert werden, konsolidiert sich die lockere Ansammlung von ‚Jungen und Mädchen‘ in ‚die Jungen‘ und ‚die Mädchen‘ als getrennte und verdinglichte Gruppen. Dabei werden Identitätskategorien, die bei anderen Gelegenheiten minimale Bedeutung für die Interaktion haben, zur Grundlage separater Kollektive“ (1993: 65).

In der Primarschule gibt es unterschiedliche Arten von Grenzarbeit. Eine der interessantesten ist Fangenspielen, ein Spiel, das manchmal sehr flüssig ist, manchmal aber nicht. Ich erinnere mich an ein solches Spiel an meiner Primarschule namens „cocky-laura“, ein ziemlich einschüchterndes Spiel, das extrem regelgebunden war. Eine der impliziten Regeln besagte, dass nur Jungen mitspielen durften, weil es den Mädchen von der Schule verboten war, sich auf dem Teil des Spielgeländes aufzuhalten, wo ein großer Eukalyptusbaum stand, der als eine der Basen des Spiels diente. In den Schulen, die Thorne untersuchte, durften Jungen und Mädchen zusammen spielen, und sie spielten oft Fangen miteinander, wobei sie „Mädchen fangen Jungen“ und „Jungen fangen Mädchen“ spielten. Das eine Spiel verband sich in Wirklichkeit oft mit dem anderen, weil die Gefangenen umdrehten und zu FängerInnen wurden. Thorne stellt fest, dass Jungen häufig auch Jungen und Mädchen Mädchen fingen, aber diese Muster erregten wenig Aufmerksamkeit und Diskussion. Das Muster „Mädchen fangen Jungen/Jungen fangen Mädchen“ dagegen führte oft zu lebhaften und aufgeregten Diskussionen. Es war eine Situation, in der

die Geschlechterterminologie in eklatanter Weise individuelle Identitäten übertönt, vor allem in Bezugnahmen auf das andere Team („Hilfe, ein Mädchen ist hinter mir her“; „Los Sarah, wir kriegen den Kerl“; „Tony, bitte rette mich vor diesen Mädels“). Individuen würden andere ihres Geschlechts zu Hilfe rufen oder ihnen Hilfe anbieten. Und in Akten des Verrats würden sie jemand aus ihrem eigenen Team packen und der

anderen Seite ausliefern. So packte in einer komplizierten Jagdszene zwischen Drittklässlern in Ashton Ryan Billy von hinten und zwang ihn zu Boden. „Los, Mädels, holt ihn Euch“ rief Ryan. (1993: 69)

Thornes Beobachtungen bei Kindern könnten uns für parallele Prozesse unter Erwachsenen sensibilisieren. Grenzarbeit wird ständig verrichtet, um Geschlechtergrenzen zu markieren, wenn nicht durch Fangenspielen, dann durch Witze, Kleidung, Redeweisen usw. Die Geschlechterdifferenz ist nicht etwas, das einfach existiert. Sie ist etwas, das geschieht und das zum Geschehen gebracht werden muss; auch etwas, das aufgehoben, abgewandelt, weniger wichtig gemacht werden kann.

Die Spiele, in denen Kinder Geschlecht geschehen lassen, bewirken noch etwas anderes. Wenn Mädchen Jungen und Jungen Mädchen fangen, scheinen sie auf gleicher Basis zu agieren, und in mancher Hinsicht trifft dies auch zu – aber nicht in jeder. Denn die mehr als Rauferei ausgestaltete Form des Spiels ist eher bei den Jungen üblich. Die Jungen kontrollieren in der Regel einen größeren Teil des Spielplatzes als die Mädchen und brechen häufiger in Mädchengruppen ein und stören die Mädchen bei ihren Tätigkeiten als umgekehrt. Das bedeutet, dass Jungen häufiger aggressiv auftreten und in dem begrenzten Sinn, in dem Kinder dazu in der Lage sind, Macht beanspruchen.

Auch im symbolischen Bereich beanspruchen Jungen Macht. Sie behandeln die Mädchen als Quelle der Verunreinigung und Verseuchung, indem sie beispielsweise Jungen mit niedrigem Status „Mädchen“ nennen oder sie in die Nähe des Raumes schubsen, den die Mädchen einnehmen. Die Mädchen behandeln die Jungen nicht auf diese Weise. Mädchen werden häufiger dadurch definiert, dass sie die imaginäre Krankheit namens „cooties“ (Läuse) übertragen, und Mädchen mit niedrigem Status werden vielleicht als „cootie queens“ tituliert. Eine Form von *cooties*, die in einer der Schulen gespielt wurde, heißt „Mädchenfleck“ (girl stain). All das mag vielleicht unwichtig erscheinen. Wie Thorne jedoch bemerkt, „liegt in dem Zurückweichen vor der physischen Nähe einer anderen Person und dem, was zu ihr gehört, weil sie als verunreinigend angesehen wird, eine machtvolle Aussage über soziale Distanz und eigene Überlegenheitsansprüche“ (1993: 75).

Es besteht also eine Asymmetrie zwischen der Situation der Jungen und jener der Mädchen, die sich in Unterschieden zwischen den Jungen und zwischen den Mädchen niederschlägt. Manche Jungen unterbrechen die Spiele der Mädchen, andere tun dies nicht. Manche Jungen haben einen höheren, manche einen niedrigeren Status. Manche Mädchen beginnen früher als andere mit „Roman-

zen“. Ab der vierten Klasse sind homophobe Beschimpfungen – wie jemand anderen einen „Schwulen“ zu nennen – unter Jungen üblich, von denen die meisten lernen, dass dieses Wort Feindseligkeit ausdrückt, bevor sie etwas über seine sexuelle Bedeutung erfahren. Zugleich wird jedoch auch der physische Kontakt zwischen Jungen weniger üblich – sie lernen es, das Zeigen von Zuneigung zu fürchten oder ihm argwöhnisch zu begegnen. Kurz, die Kinder beginnen, etwas von der Differenzierung der Geschlechtermuster sowie der Geschlechterhierarchien aufzuweisen, die unter Erwachsenen vertraut sind.

Thornes faszinierendes Buch enthält sehr viel mehr, etwa humorvolle und einsichtsreiche Überlegungen dazu, was es bedeutet, als Erwachsene Forschung unter Kindern zu betreiben. Für mich besteht die wichtigste Erkenntnis, die ihr Buch vermittelt, darin, dass amerikanische Kinder beim Erlernen von Geschlecht tatsächlich *handeln*. Sie werden nicht passiv in eine Geschlechterrolle „sozialisiert“. Natürlich lernen sie Dinge aus der Erwachsenenwelt, die sie umgibt; Lektionen über verfügbare Identitäten, Lektionen darüber, sich darzustellen und leider auch Lektionen über Hass. Aber sie tun das aktiv und zu ihren eigenen Bedingungen. Sie finden Geschlecht interessant und manchmal aufregend. Sie bewegen sich in auf Geschlecht beruhende Gruppen hinein und wieder hinaus. Sie stützen sich manchmal auf Geschlechtergrenzen und überschreiten sie manchmal. Sie spielen sogar mit und gegen die Geschlechterdichotomie selbst. Geschlecht ist wichtig für ihre Welt, aber es ist wichtig als eine menschliche Angelegenheit, mit der sie sich auseinandersetzen, nicht als festgelegtes Bezugssystem, das sie zu Marionetten herabstuft.

Zweiter Fall: Männlichkeit und Minen

Ende des 19. Jahrhunderts begannen die holländischen und britischen Kolonisten in Südafrika, den fabelhaften Reichtum der größten Golderzlager der Welt auszubeuten. Die Goldvorräte am Witwatersrand waren immens. Aber das Erz hatte einen niedrigen Metallgehalt, und deshalb mussten riesige Mengen verarbeitet werden. Und die wichtigsten Lagerstätten befanden sich tief unter dem Hochplateau des Transvaal, daher mussten die Minen tief abgesenkt werden. Die Phase des ersten wilden Goldrausches wurde bald durch eine organisierte Industrie abgelöst, die von Großunternehmen mit einer Gesamtbelegschaft von mehreren Hunderttausend beherrscht wurde.

Da der Preis des Goldes auf dem Weltmarkt festgelegt war, hing die Rentabilität der Firmen davon ab, die Arbeitskosten niedrig zu halten. Daher brauchte die

Branche eine große, aber niedrig entlohnte Belegschaft für schwierige und gefährliche Bedingungen unter Tage. Für die kolonialen Unternehmer lag die Antwort nahe: indigene Männer. Daher machten schwarze afrikanische Männer, die aus ganz Südafrika und darüber hinaus rekrutiert wurden, den Großteil der Belegschaften im Goldbergbau aus – und das ist seither so geblieben.

Über eine Zeit von 20 Jahren arbeitete T. Dunbar Moodie mit einer Reihe von Partnern daran, die Erfahrungen der Männer zu dokumentieren, aus denen diese Belegschaften bestanden – eine für die Geschichte Südafrikas entscheidende Gruppe. Ihre Geschichte wird in seinem Buch *Going for Gold* (1994) erzählt. Moodie erforschte die Firmenarchive und Regierungsakten, leitete Studien mit teilnehmender Beobachtung, interviewte Bergleute, Angehörige der Bergwerksleitungen und Frauen in den „Townships“, wo die schwarzen Arbeiter wohnten. Ein Schlüsselmoment war gekommen, als Vivienne Ndatshe, eine seiner MitarbeiterInnen, 40 *im Ruhestand lebende* Bergleute in ihrer Heimatregion Pondoland (an der Südostküste) interviewte. Ihre Interviews legten Aspekte der Erfahrung der Minenarbeiter offen, die das Bild der Wanderarbeit grundlegend veränderten.

Weil die Bergwerke Großunternehmen im Besitz europäischer Kapitalgruppen waren, hatte die Annahme nahegelegen, die Bergleute als „Proletarier“ entsprechend des Modells der städtischen Industriearbeiter in Europa zu sehen. Aber die Wirklichkeit war anders. Die Rassenstruktur der südafrikanischen Arbeiterschaft – Weiße als Manager, Schwarze, die die Arbeit lieferten – konnte vielleicht die Lohnkosten niedrig halten, schuf aber auch eine Barriere, hinter der die Minenarbeiter eigene Kulturen aufrecht erhalten konnten und informelle Kontrolle über ihre Arbeit ausüben konnten. Die meisten wohnten in ausschließlich Männern vorbehaltenen Wohnkomplexen in der Nähe der Bergwerke, wo sie ihr eigenes soziales Leben schaffen mussten.

Wenn die Männer sich gegenüber Rekrutierungsagenten verpflichteten – in der Regel zu Verträgen mit einer Dauer zwischen vier Monaten und zwei Jahren – und Hunderte von Kilometern zu den Bergwerken zurücklegten, nahmen sie ihre Familien nicht mit und beabsichtigten auch nicht, Stadtbewohner zu werden. Das lag nicht nur daran, dass ihre Löhne zu niedrig waren, um eine Familie in der Geldökonomie der Städte zu unterhalten. Wichtiger war, dass die Bergleute zumeist aus landwirtschaftlichen Gegenden mit Kleinbesitz kamen, wie etwa Pondoland. Sie erhielten ihre Verbindungen zu dieser Wirtschaftsform aufrecht und beabsichtigten, dorthin zurück zu kehren.

Für die meisten ging es bei ihrer Arbeit in den Minen darum, die ländlichen Haushalte zu unterstützen, die von ihren Familien geführt wurden, oder aber

so viele Ressourcen zu akkumulieren, dass sie bei der Rückkehr neue ländliche Haushalte gründen konnten – Vieh kaufen, Heiraten finanzieren usw. Das weise und respektierte Oberhaupt eines sich selbst versorgenden Anwesens zu sein, war das Ideal des „Mannestums“, an dem sich die Mpondo-Wanderarbeiter (wie auch andere) orientierten. Die Bergwerksarbeit war ein Mittel zu diesem Zweck.

Diese Situation führte zu Geschlechterpraktiken, die sich sehr deutlich vom konventionellen Arrangement des europäischen Paares aus Ernährer und Hausfrau unterschieden. Zunächst einmal mussten die Männer, die in den Bergwerken arbeiteten und in den Wohnheimen lebten, selbst für die Hausarbeit sorgen und, soweit sie sexuell aktiv waren, neue Sexualpartner finden. Manche gingen zu Frauen, die in nahegelegenen Städten arbeiteten. Andere schufen sexuelle und häusliche Partnerschaften, die als „Minen-Ehen“ bezeichnet wurden, zwischen älteren und jüngeren Männern in den Wohnheimen. Bei diesen Arrangements leistete der jüngere Mann Hausarbeit und sexuelle Dienste gegen Geschenke, Anleitung, Schutz und Geld, die er von dem älteren Mann erhielt. Dies war eine fest etablierte, freilich diskret behandelte Sitte, die Jahrzehnte lang Bestand hatte. Für die einzelnen Partner war sie sehr wahrscheinlich vorübergehend. Im Lauf der Zeit zog der Jüngere weiter; er konnte es seinerseits dahin bringen, eine „Minen-Frau“ zu haben, wenn er im Wohnheim den Status eines älteren Mannes erreichte. Diese Beziehungen wurden nicht in die Heimatregion mitgenommen.

Daheim mussten die ländlichen Anwesen weiter funktionieren, während viele der Männer fort in den Bergwerken waren. Auch dies führte zu einer bedeutsamen Anpassung, weil die Person, die zurückgelassen wurde, um das Anwesen in Gang zu halten, durchaus eine Frau sein konnte, etwa die Ehefrau des Minenarbeiters. Nun definierten die älteren Mpondo-Männer Männlichkeit, *ubudola*, nicht auf der Grundlage kriegerischer Tugenden, sondern in sehr viel anderer Weise. Wie der ehemalige Bergarbeiter Msana es ausdrückte:

Ubudola soll den Menschen helfen. Wenn jemandes Kinder keine Bücher haben oder das Schulgeld nicht bezahlen können, dann wirst Du diesen Kindern helfen, solange ihr Vater es nicht schafft. Oder wenn jemand gestorben ist, dann gehst Du hin und sprichst mit den Leuten dort. Oder wenn jemand arm ist – keine Ochsen hat –, kannst Du Deine eigenen Ochsen nehmen und seine Felder pflügen. Das ist *ubodola*, jemand, der anderen Menschen hilft. [Moodie schreibt:] Ich ... fragte, ob es nicht auch eine Art von Männlichkeit gebe, die sich durch Stärke im Kampf zeigt. Msana antwortete sofort: „Nein, das ist nicht Männlichkeit. Eine solche Person wird als *Kiler* bezeichnet.“ (1994: 38)

Männlichkeit bedeutete in diesem kulturellen Kontext in erster Linie die kompetente und wohlwollende Leitung des ländlichen Anwesens sowie Teilnahme an der Gemeinschaft. Da Frauen diese Aufgaben erfüllen konnten, waren fast alle älteren Mpondo-Männer logischerweise der Auffassung, dass eine Frau *ubudola* haben könne. Sie bestritten nicht, dass in einer patriarchalischen Gesellschaft Männer letztlich die Kontrolle haben sollten. Aber sie betonten die Vorstellung einer Partnerschaft zwischen Frauen und Männern beim Aufbau des Anwesens, in dem Frauen männliche Funktionen ausfüllen konnten und dies häufig taten und damit an Männlichkeit teilhatten.

Doch diese Geschlechterarrangements, die durch bestimmte historische Bedingungen zustande kamen, unterlagen auch dem Wandel. Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts erlebte die ländliche Ökonomie der bäuerlichen Anwesen einen Niedergang. Die Umsiedlungspolitik der Apartheidregierung zerrüttete viele Gemeinschaften und schuf ein riesiges Reservoir an entwurzelten Arbeitskräften. Auch im Goldbergbau gab es Veränderungen. Die Arbeiter organisierten sich zunehmend in Gewerkschaften, und die Bergwerksverwaltungen gaben alte Formen des Paternalismus auf und suchten nach neuen Wegen, mit den Arbeitern zu verhandeln – obwohl sie weiter auf die Zugehörigkeit zu „Stämmen“ beruhende Eifersüchteleien kultivierten. In den 1970er Jahren wurden die alten Lohnquoten aufgegeben, und das Einkommen der Bergleute begann anzusteigen. Das ermöglichte ihnen, einen städtischen Haushalt oder einen nicht-landwirtschaftlichen Haushalt auf dem Land zu unterhalten. Die wirtschaftliche Reziprozitätsbeziehung zwischen bäuerlichem Anwesen und Bergwerk wurde damit aufgebrochen.

Unter diesen veränderten Umständen wurden die alten Wanderarbeiter-Kulturen untergraben. Das betraf auch ihre besonderen Geschlechtsmuster. Jüngere Mpondo-Männer definieren „Männlichkeit“ nicht mehr über die Funktion als Vorstand eines ländlichen Anwesens. Sie setzen sie vielmehr einfach mit dem biologischen Faktum, männlich zu sein, gleich. Daran können Frauen keinen Anteil haben. Die Frauen mit Männlichkeit sind von der Bildfläche verschwunden.

Es ist endlich zur Proletarisierung gekommen, und mit ihr hat sich eine Geschlechterideologie herausgebildet, die eher europäischen Verhältnissen entspricht. Für die jüngeren Bergarbeiter – stärker gewerkschaftlich organisiert, militanter und viel besser bezahlt als ihre Väter – bedeutet Männlichkeit zunehmend Härte, physische Dominanz und Aggressivität. Für diese Art von Männlichkeit ist Reziprozität mit Frauen nicht erforderlich; sie werden zunehmend auf die Position von Hausfrauen verwiesen, die abhängig sind von einem männlichen Lohnarbeiter.

Moodies komplexes und packendes Werk enthält viel mehr, als sich hier zusammenfassen lässt: den Arbeitsprozess in den Bergwerken, Leben im Wohnheim, Episoden von Gewalt und Widerstand. Wie bei Thornes *Gender Play* finde ich die Belege dafür schlagend, wie Menschen Geschlechtermuster aktiv erschaffen. Doch die Geschichte der Bergwerke vermittelt einen stärkeren Eindruck davon, unter welchen Zwängen diese schöpferischen Prozesse vollzogen werden, von der Einwirkung wirtschaftlicher und politischer Kräfte. Es gibt auch eine klarere Sicht auf die Folgen unterschiedlicher Geschlechterstrategien – Wohlstand und Armut, Herrschaft und Abhängigkeit. Vor allem aber vermittelt Moodie uns ein Gespür für die komplexen, aber machtvollen Prozesse des historischen Wandels, die Geschlechterarrangements im Zeitverlauf transformieren.

Dritter Fall: Zurechtbiegen von Geschlecht

Anfang der 1980er Jahre wurde eine neue und verheerende Krankheit erkannt, die schließlich als „AIDS“¹ bezeichnet wurde. Es wurde schnell nachgewiesen, dass sie mit einem Virus verknüpft war („HIV“),² das Menschen indirekt tötete, indem es die Fähigkeit ihres Immunsystems zerstörte, anderen Krankheiten Widerstand zu leisten.

Die globale HIV/AIDS-Epidemie hat zu umfangreichen Forschungen geführt. Sie reichen von den biologischen Studien, die HIV entdeckten, bis hin zu sozialwissenschaftlichen Arbeiten über die Praktiken, durch die HIV übertragen wird. Die üblichste Form von „Verhaltens“-Forschung, wie sie gewöhnlich in Studien im Gesundheitswesen bezeichnet wird, sind Umfragen mittels Fragebögen. Doch diese Art von Forschung ergibt zwar nützliche Statistiken, vermittelt aber nur ein begrenztes Verständnis dafür, welche Bedeutung sexuelle Begegnungen für die Partner haben, für den Platz dieser Erfahrungen im Leben der beteiligten Menschen.

Genau diese Art von Wissen ist aber äußerst wichtig für Strategien zur AIDS-Prävention – die, um erfolgreich zu sein, Menschen dabei einbeziehen müssen, sich selbst zu schützen. Aus diesem Grund haben einige ForscherInnen sich sensibleren und offeneren Forschungsstrategien zugewandt. Eines der bemerkenswertesten Ergebnisse dieses Ansatzes ist Gary Dowsetts *Practicing Desire* (1996). Diese australische Studie setzt eine traditionelle soziologische Methode ein, das

1 Acquired immune deficiency syndrom – erworbenes Immunitätsmangelsyndrom (Anm. d. Ü.).

2 Human immunodeficiency virus – menschliches Immunitätsmangelvirus (Anm. d. Ü.).

biographische Interview, um ein lebendiges und bewegendes Porträt homosexueller Sexualität in der Ära von AIDS zu schaffen.

Dowsetts Untersuchung beruht auf Interviews mit 20 Männern. Es mag scheinen, als sei das eine geringe Anzahl. Aber gute biographische Forschung ist überaus komplex, produziert ein riesiges Datenmaterial und viele theoretische Anknüpfungspunkte. Sie kann also nicht in Eile vollzogen werden. Dowsetts Arbeit brauchte neun Jahre von den ersten Interviews bis zur abschließenden Veröffentlichung. Jeder der 20 Interviewpartner gab einen Lebensbericht, sprach unter Berücksichtigung intimer Einzelheiten über Beziehungen und Sexualpraktiken, über Gemeinschaften, in denen er gelebt hatte, seine Jobs und Arbeitsplätze, seine Beziehungen zur Außenwelt und darüber, was er mit der HIV/AIDS-Epidemie zu tun hatte. Das Material ist bemerkenswert reichhaltig und wirft wichtige Fragen zu Geschlecht auf. Es ist in der Tat so reichhaltig, dass ich mich hier nur auf einen Interviewpartner beziehen werde.

Huey Brown, besser bekannt als Harriet, war zum Zeitpunkt der Interviews Ende dreißig. Er ist in den homosexuellen Netzwerken des städtischen Arbeiterklassen-Viertels „Nullangardie“, das seit Generationen im Sinne Moodies proletarisch gewesen ist, ein bekanntes Gesicht. Sein Vater war Lastwagenfahrer, seine Mutter Hausfrau. Er verließ mit vierzehn Jahren die Schule und arbeitete an der Kasse eines lokalen Supermarktes. Er hatte hintereinander eine Reihe unqualifizierter Jobs, meist in Cafés und Hotels; derzeit bereitet er Sandwichs zu. Er hat nicht viel Geld und Bildung und besitzt keinerlei berufliches Zeugnis. Aber Harriet ist ein beeindruckender Pädagoge, was AIDS angeht. Er organisiert nicht nur Veranstaltungen, die mit AIDS zu tun haben, und besorgt die nötigen Geldmittel, sondern agiert auch als informeller Lehrer von *safer sex* und einflussreicher Mentor innerhalb der Gemeinschaft.

Harriet kam als Jugendlicher mit homosexuellem Sex in Berührung, nicht als Ergebnis einer Identitätskrise oder Beteiligung an einer „schwulen Gemeinschaft“ (die es damals in Nullangardie kaum gab), sondern einfach, weil er informelle und lustvolle sexuelle Begegnungen mit anderen Jungen und mit Männern hatte. Dowsett betont, dass Homosexualität nicht notwendig einen wohldefinierten „Gegensatz“ zur Heterosexualität darstellt. Unter den Jungen und Männern von Nullangardie gibt es viele sexuelle Begegnungen und sexuelle Netzwerke, die niemals benannt werden, aber einen bedeutenden Teil der Sexualität ausmachen, so wie sie wirklich ist.

Harriet ist ein Sex-Enthusiast, er hatte eine sehr große Anzahl von Partnern, versteht sich auf viele Sexualtechniken, nimmt in unterschiedlichen sexuellen Begegnungen unterschiedliche Positionen ein und erhält diverse (und perverse)

Gender

Connell, R. - Lenz, I.; Meuser, M. (Hrsg.)

2013, XVI, 203 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-19413-4